

Beilage zum „Danziger Courier“.

Das Ei des Kolumbus.

Novellette [10]

von

Ormános Sandor.

Elsbeth betrauerte schon drei Tote in ihrem jungen Leben. Ihr Dasein hatte oft einem heitern Frühlingstag geglichen, aber immer wenn es wieder so recht still, sonnig und friedlich um sie herum war, stieg die düstre Majestät des Todes neben ihr auf und warf ihren finstern Schatten über das Dasein des Kindes.

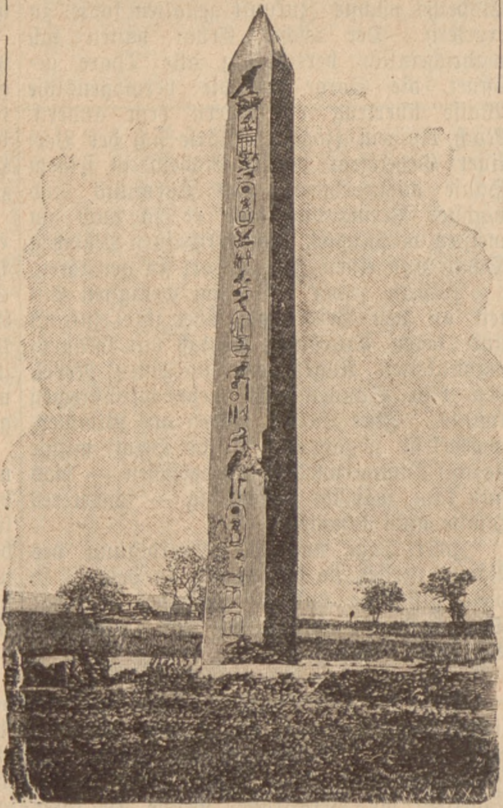
Elsbeths Vater war früher Professor an einer Universität gewesen; später gab er aus Gesundheitsrücksichten seinen Beruf auf und zog sich in eine kleine Stadt der österreichischen Alpen zurück. Elsbeth war damals fünf Jahre alt.

Kaum ein Jahr, nachdem die Familie ihren neuen idyllischen Wohnsitz, eine Villa am Bergesabhang, bezogen hatte, griff ein furchtbares Ereignis verheerend in das Leben derselben. Professor Harten war ein leidenschaftlicher Naturfreund und Bergsteiger und seine schöne, schlanke, bräunliche Gattin begleitete ihn gewöhnlich auf den ebenso prächtigen wie gefährlichen Ausflügen. Manchmal begleitete auch Elschen die Eltern; flink und gewandt wie ein Eichkätzchen kletterte sie mit ihren kleinen Füßen schon ebenso keck und unerschrocken über die Felsen als die Erwachsenen.

Auf einer solchen gemeinsamen Wanderung war das Schreckliche, Entsetzliche geschehen. Die Frau Professorin war voran geeilt; an einem Felsenvorsprung bückte sie sich, um ein rotes Blümchen zu pflücken, und dann — bevor der Professor und das Kind, welche einige Schritte zurückgeblieben waren, auch nur einen Schrei des Entsetzens ausstoßen konnten — geschah das Grausige — die junge Frau stolperte und stürzte in die Tiefe.

Im ersten Augenblick hatte der furchtbare Schreck beiden die Besinnung geraubt, dann war, ehe der Vater sie hindern konnte, Elsbeth der Mutter nachgeflogen.

Geflogen! Buchstäblich geflogen! Der fürchterliche Vorgang, als die Mutter hinabgestürzt, hatte sich ihr unauslöschlich in die Seele geprägt, aber wie sie hinunter gekommen in den grausigen Abgrund, das wußte sie später selber nicht mehr. Des Kindes Engel hatte das kleine Mädchen getragen. Bewußtlos aber unverletzt fanden die auf die Suche nach den Verunglückten gegangnen Bergleute das Kind über der Mutter; ein Gestrüpp hatte beide festgehalten.



Der Obelisk von Heliopolis.

Auch das Herz der Professorin schlug noch, als man sie hinauftrug, zur Besinnung aber kam sie nicht wieder. Sie hatte eine schwere innere Verletzung erhalten, an der sie wenige Stunden nachher starb. Als Elsbeth die Augen aufschlug, war der Mund der Mutter auf ewig geschlossen und das Herz, welches das einzige Kind heiß geliebt, hatte für immer aufgehört zu schlagen.

Mit dem grenzenlosen Jammer ihres schmerzgetroffenen Kinderherzens um den Verlust der Teuren, kniete Elschen zum erstenmal in ihrem Leben an einem Sarg.

Trübe Wochen folgten. Den Professor hatte der furchtbare Verlust schwermütig gemacht, selbst der Anblick seines Kindes vermochte ihn nicht heiter zu stimmen.

Als Monate über Monate vergingen und sein Gemütszustand sich eher verschlechterte als besserte, verordnete ihm der Arzt eine Luftveränderung, Zerstreuung und Reisen. Zuerst hatte er sich dagegen gesträubt, als die Mahnung des Arztes aber dringender wurde, hatte er doch endlich nachgegeben. Ihm selbst lag ja nichts mehr am Leben, aber seinem Kinde war er es schuldig, daß er sich zu erhalten suchte.

Elschen der Obhut einer befreundeten Pastorenfamilie überlassend, ging er nach dem Süden.

Nach zwei Jahren kehrte er heim und mit ihm eine liebliche, blonde junge Frau als Elschens zweite Mutter.

Anfangs hatte Elsbeth der Fremden, welche den Platz der teuren Verstorbenen einnehmen wollte, mit einigem Mißtrauen entgegen gesehen, aber die blauen Augen der neuen Mutter blickten so sanft, ein so gütiges Lächeln lag auf den feinen Lippen, daß die Angst des Kindes bald schmolz und einem innigen Vertrauen wich. Die junge Gattin des Professors brachte seinem Kinde ein warmes Mutterherz entgegen und Elsbeth dankte es ihr mit dem ganzen Reichtum ihrer innigen Kindesliebe.

Neuer Sonnenschein war in der Vill

am Bergeshang eingekehrt. Die Schatten wichen und ein stilles, friedvolles Glück waltete in dem engen Kreise.

Wieder vergingen drei Jahre, dann kehrte der gefürchtete Gast aus dem Jenseits abermals in das Haus des Professors und raubte ihm zum zweitenmal die Lebensgefährtin, Elsbeth die Mutter. Wenige Stunden nachdem ihr ein Kind geschenkt, schlossen sich die blauen Augen auf immer und nach einigen Stunden starb auch das Kind.

So lag denn wieder die Ruhe des Todes über der Villa, und in den Räumen, wo soviel Sonne und Liebe geherrscht, war es wieder einmal dunkel und still geworden.

In jenen Tagen der Trauer und des Schmerzes schlossen sich die Herzen von Vater und Tochter enger aneinander. Elsbeth war damals schon alt genug, die Größe des erneuten Verlustes in ihrem ganzen Umfang zu ermessen, in ihrer kindlichen Weise suchte sie den Vater zu trösten, der in diesen Stunden vielleicht erst das goldne Herz seines Kindes wirklich erkannte und aus Elsbeths Liebe Trost und Kraft für die kommenden Tage schöpfte.

Jahr um Jahr zog dahin. Es war ein rührendes Verhältnis zwischen Vater und Tochter. Wie sie in einander eins waren, so waren sie einander alles.

Beide kannten nur das eine Bestreben, den andern zu erfreuen und zu beglücken — da kam das Unglück.

Elsbeths siebzehnter Geburtstag brachte ihr das schwerste Leid ihres Lebens. Die Sonne schien schon über ihr Bett, als sie erwachte. Eilig erhob sie sich, kleidete sich an und sprang hinunter. Der Vater pflegte ihr schon am Abend vorher den Geburtstagstisch zu schmücken. Wie früher so auch heut. Blumengeschmückt stand der Gabentisch inmitten des Wohnzimmers; die fürsorgende Liebe des Vaters hatte die geheimsten Wünsche des jungen Mädchenherzens erraten und erfüllt.

Nur der Vater selber fehlte noch und er war sonst doch immer der erste gewesen, welcher ihr Glück gewünscht.

Elsbeth umkreiste ein paarmal den Tisch und setzte sich dann still nieder, um das Kommen des Vaters zu erwarten. Als aber der Minutenzeiger der Uhr weiter und weiter rückte, litt es sie nicht länger am Platz; eine seltsame Unruhe erfaßte sie.

Leise betrat sie das Schlafzimmer des Professors, in dem noch durch die herabgelassnen Vorhänge tiefe Dämmerung herrschte.

Nur ein einziger langer Sonnenstrahl schlängelte sich durch eine Spalte und wand ein schmales goldnes Band um die blasse Stirn des Schläfers.

Elsbeth blieb eine Sekunde an der Thür stehen. Eine furchbare, beklemmende Angst packte sie plötzlich; sie wußte selber nicht warum.

Auf den Schuhspitzen trat sie an das Bett und faßte die schlaffherabhängende Hand des Schläfers; sie war eiskalt. Sie küßte den bleichen festgeschlossnen Mund und wie ein Eisstrom zog es ihr durch den Körper und hemmte ihren Herzschlag. Die furchtbare Erkenntnis raubte ihr die Besinnung — das war die Kälte des Todes — der Vater war entschlafen, um nie wieder zu erwachen, nie wieder. — Ohnmächtig brach sie vor dem Bett zusammen. — —

Nun stand sie ganz allein im Leben — mutterseelenallein. Elsbeth fühlte den Verlust in seiner ganzen Schwere und Tiefe. Am liebsten wäre sie dem Vater in das unbekannte Land gefolgt — aber es stirbt sich nicht so leicht, wenn man jung und gesund ist. Sie mußte doch weiterleben mit ihrem Leid und den schattenlosen Weg in die nebelumhüllte Zukunft weiterwandern.

Am Tage vor der Beerdigung kamen die beiden einzigen Verwandten, ein Vetter von Elsbeths verstorbener Mutter aus Aachen und ein Stiefbruder des Professors, Geheimrat Harten aus Berlin. Der Letztere war zu Elsbeths Vormund ernannt.

Die Herren hielten hinter verschlossnen Thüren lange wichtige Beratungen miteinander, durchstöberten Geldschrank, Schreibtisch und alle möglichen Schubfächer und wühlten zwischen den vorhandenen Papieren.

Man hatte den Professor doch allgemein für einen wohlhabenden, ja reichen Mann gehalten; offenbar hatte er doch sorgenlos, in guten Verhältnissen gelebt.

Nun aber war das nachgelassene Barvermögen so gering, daß die Zinsen desselben kaum hinreichen würden, um den Unterhalt des Kindes zu bestreiten; wo denn in aller Welt steckte das Kapital?

Wieder begann eine neue, aufgeregte Suche, an der sich als Obervormundschaft auch die Vertreter der zuständigen Behörde beteiligten; allein auch diese blieb erfolglos. Endlich kam man zu der Ueberzeugung, daß der Professor sein Kapital durch irgendwelche Unternehmungen verloren und aus Scham über seinen Leichtsinn die darauf bezüglichen Papiere vernichtet habe. Vielleicht war der Kummer darüber auch die Ursache seines Herzschlages gewesen.

Nun war nur noch die Frage, wie sich Elsbeths nächste Zukunft gestalten sollte, zu erörtern. Der reichen Erbin hätten sich wahrscheinlich bereitwillig alle Thore geöffnet, die Sorge für die vermögenslose Waise übertrug einer gern dem andern. Nach einigem Zögern erklärte sich der Berliner Geheimrat bereit, Elsbeth in seinem Hause aufzunehmen. Als Vormund und nächster Verwandter war er ja auch am meisten verpflichtet, dem verwaisten Mädchen Schutz und einen Zufluchtsort zu gewähren.

Elsbeth selber nahm am wenigsten Anteil an den Beratungen über ihre Zukunft und deren Ergebnis; sie sah mit thränenverdunkelten Augen wie in einen Nebel, den kein Sonnenstrahl mehr durchbrechen konnte. Ihre Lieben waren auf Nimmerwiederkehr gegangen — ihr Heim mußte sie auf Nimmerwiedersehen verlassen — was nun kam, war ihr gleichgiltig — schwereres konnte nicht kommen.

Zwei Tage nach der Beerdigung des Vaters verließ sie das Haus, in dem sie so viele glückliche und so unsagbar traurige Tage verlebt hatte, um mit dem Onkel nach Berlin zu reisen.

* * *

Vierzehn Tage nach Elsbeths schmerzlichem Abschied von der Heimat wanderte ein junger, vielleicht in der Mitte der Zwanziger stehender Mann mit leichten Schritten die Bergstraße, welche zu ihrer elterlichen Villa führte, hinauf. Es war ein herrlicher Vormittag. Die Gletscher hatten das morgendliche Nebelgewand abgestreift und strahlten goldig durchglüht in den blauen Aether. In den Bäumen trillerten die Vögel und tief im Grase zitterten noch große lichtfunkelnde Tautropfen.

Es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um in dem jungen Mann den Künstler zu erkennen. Bei jeder Biegung des Weges, die fast immer eine neue großartige Aussicht eröffnete, hielt er inne und seine klaren braunen Augen spiegelten die Begeisterung wieder, in welche ihn die wunderbare Schönheit der Natur versetzte.

Ein dunkler Hut lag keck zurückgeschoben auf dem dunklen Kraushaar; voll und hell schien die Sonne auf das bleiche, feingeschnittne, geistvolle Gesicht des jungen Mannes.

Hans Mellmann —, so hieß der junge Künstler, war Maler. Er hatte eine glückliche Jugend verlebt, obgleich er sich seiner eignen Eltern kaum mehr erinnerte. Sein Vater war ein hochgestellter, aber unbemittelter Beamter gewesen; dieser, sowie die Mutter waren kurz hintereinander gestorben. Hans war nach dem Tode der Eltern zu einem Bruder seiner Mutter, einem reichen, kinderlosen Handelsherrn in Bremen, gekommen und von diesem mit offenen Armen, an Kindesstatt aufgenommen worden. Mit wahrhaft vergötternder Liebe hatte der alte Herr ihn umfangen, ihm niemals einen Wunsch versagt und in ihm in unumstößlicher Ueberzeugung den einzigen Sohn und künftigen Erben gesehen.

Daran scheiterte eben alles — an dieser Ueberzeugung.

Zum einstigen Inhaber und Vertreter des altbekannten, altehrwürdigen Handelshauses hatte er den Neffen bestimmt und dem steckte die Liebe zur Kunst im Blut. Es gab Meinungsverschiedenheiten, Auftritte, Kämpfe und schließlich kam es zum Bruch.

Jeder der beiden bestand hartnäckig auf seinem Willen — und zwei harte Steine mahlen nicht gut zusammen.

Bei seiner ausgesprochenen Begabung hatte Hans Mellmann bald einen Gönner gefunden, der für ihn die Kosten des Studiums bezahlte. Eines Tages, nach einem besonders heftigen Auftritt, verließ er das Haus seines Wohlthäters, um nicht zurückzukehren.

Jahre vergingen. Hans Mellmanns Bilder hatten auf den Ausstellungen viele Bewunderer, aber wenig Käufer gefunden. Seine Arbeiten hatten ihm einen in der Kunstwelt geschätzten Namen, aber geringen klingenden Lohn gebracht und trotzdem man ihm einst eine glänzende Zukunft prophezeit, war er bis zur Stunde ein armer Teufel geblieben.

Freilich, für gewöhnlich focht ihn das nicht weiter an. Sein lichter Künstlerblick half ihm über die Schattenseiten des täglichen Lebens weg und die Hoffnung auf beßre Zeiten, wo seine Arbeit ihm auch wohlverdienten Bargewinn bringen würde, hielt ihn auch zu Zeiten, wo es ihm wirklich schlecht ging, oben, so daß er den Mut deshalb nicht sinken ließ.

An seinem Onkel hatte er sich, als er durch seine Schöpfungen seinen Beruf zum Künstler genügend erwiesen hielt, mehreremal mit einer einzigen Bitte um Verzeihung für seinen Ungehorsam gewendet, seine Briefe waren aber zuerst unbeantwortet geblieben. Dann hatten ein paar schroffe Zeilen des alten Herrn das letzte Band zerschnitten. Er möge ihn nicht mehr belästigen, schrieb der Onkel; sein, des Onkels Testament sei gemacht. — Die Firma erlösche nach seinem Tode und das Vermögen falle wohltätigen Stiften zu — jeder fernere Schritt zur Versöhnung sei also vergebens.

Nachdem Hans Mellmann dieses Schreiben erhalten, hätte er sich lieber die Hand abgeschlagen, als auch nur noch einen Federstrich zur Anbahnung einer Versöhnung zu thun. Sein armes Herz hatte ihn gedrängt, seinen väterlichen Wohlthäter zu versöhnen, diesem die angethane Kränkung abzubitten, nicht der Gedanke an den Reichtum des Onkels und an die Möglichkeit einer spätern Erbschaft. Niedere Berechnung stand seinem zwar leichten, aber freien und edel angelegten Sinn so fern, wie ein Pol dem andern; nun, da sein Stolz durch des Onkels Verdacht verletzt war, wäre er lieber gestorben, als daß er auch in der bittersten Not diesen um Hilfe gebeten hätte.

Gerade in der letzten Zeit war es ihm nicht am besten gegangen. Er hatte seit Monaten kein größeres Bild verkauft und der Erlös der kleinen billigen Skizzen, welche die Kunsthändler ab und zu für ihn zu Geld machten, oder für die Zeichnungen, die er an illustrierte Zeitschriften abgab, reichte nur notdürftig hin, um seine auf das allernotwendigste Maß beschränkten Bedürfnisse zu bestreiten.

Gegenwärtig auf einer Fußwanderung durch das österreichische Alpenland begriffen, begann der Mangel an nötigem Kleingeld ihm empfindlich und drückend zu werden.

Ein leiser Seufzer flog über die von einem leichten, dunklen Schnurrbart beschatteten Lippen des jungen Künstlers. Doch im nächsten Augenblick hatte die Sonne mit ihrem glitzerigen Spiel bereits die trüben Gedanken verscheucht. Ein nachdenklicher Ruck des Kopfes brachte den Hut noch eine Linie weiter nach rückwärts und ein lustiges Liedchen trillernd, wanderte Hans Mellmann frohen Herzens weiter.

Jetzt machte der Weg eine scharfe Biegung und wie aus der Erde gezaubert, gleichsam an den vorspringenden Felsenkoloß geklebt, stand die Hartensche Villa vor den entzückten Augen des Malers. In der That, es war ein kleines Eden dies Haus. Wie ein Blumentempel hob es sich in seiner Umschlingung von Rosen, Petunien und Winden von dem grauen Hintergrund des Gesteins ab. Kein Dachziegel, keine Mauerecke wurde sichtbar, alles verschwand unter der üppigen Farbenpracht der Blüten.

„Entzückend,“ dachte Hans, „wenn ich reich wäre, müßte das Haus mein werden, das heißt wenn . . . .“



Der Stammhalter.

Es hat seine zwei Seiten, der Stammhalter, das heißt der älteste Sohn zu sein. Einerseits findet man ja so viel Aufmerksamkeit und Bewunderung wie keines der andern Geschwister, andrerseits stoßen sich aber auch die lieben Eltern an ihrem Erstgeborenen die Erziehungshörner ab, ein ziemlich schmerzhafter Vorgang. Während dem Aeltesten immer wieder ein: „Wie darf ein so großer Junge wie Du rc. entgegenschallt, heißt es in Bezug auf das Nesthäkchen meist: „Bedenke nur, was für ein kleiner Junge er noch ist.“ Der Stammhalter auf unserm Bild ist übrigens weit entfernt davon, über sein Schicksal Betrachtungen anzustellen. Er hat sein Pferd und die Mutter sieht zu. Das genügt. Ja, die Mutter! Auch wenn wir längst über Schaukelpferd und Puppe hinaus sind, giebt das Bewußtsein, unter ihren Augen zu leben und zu schaffen, eine wunderbare Freudigkeit. Nicht jedem wird es lange so gut und manchem, der ans Mutterherz sich flüchten will, bleibt nur der Grabhügel, unter dem die Teure ruht. Und doch brauchen wir nicht zu verzagen, denn das Vaterherz Gottes steht uns allezeit offen mit einem Trost, den selbst die Mutterliebe nicht zu geben vermag.

Ein scharf anfahrender Wagen, der dicht an ihm vorübersauste, unterbrach seinen Gedankengang. Mehrere Herren entstiegen dem Gefährt und traten durch die offene Thür der Villa; andre — Fußgänger — folgten ihnen.

Und immer mehr Leute kamen den Fahr- und den Fußweg zur Stadt hinauf und verschwanden in dem Hause, meistenteils Leute, deren Aeußeres nicht darauf hindeutete, daß sie zu den Bewohnern der Villa in Beziehung standen, unter ihnen Persönlichkeiten, denen man ihre Abstammung buchstäblich von der Nase ablas und die Hans nur allzugut aus eigener Erfahrung kannte.

Irgend etwas Besonderes müsse in dem reizenden Hause vorgehen. Eine an den ersten besten gestellte Frage brachte ihm Aufklärung.

Der Besitzer war tot. Die Erben, oder vielmehr die Vollmacht, ließ die Möbelstücke versteigern; heute war Auktion.

Einer Eingebung, die vielleicht seiner erwachenden Neugierde entsprang, folgend, schloß der junge Künstler sich den Eintretenden an.

Drinnen hatte die Auktion schon längst begonnen. Stück für Stück der Einrichtung wurde an den Meistbietenden verhämmert.

Es war kein erfreulicher Aufenthalt. Von einer eigentümlichen, aus Ekel und Wehmut gemischten Stimmung beschlichen, wollte Hans eben gehen, als ein etwa zweimal die Größe eines natürlichen umfassendes Ei aus Elfenbein über den Tisch gerollt wurde. Auf der einen Seite war ein Monogramm eingegraben; wahrscheinlich hatte es als Briefbeschwerer gedient. Niemand bot auf das Ding.

„Fünfzig Pfennig,“ rief Hans.

„Fünfzig Pfennig! Keiner mehr? Zum ersten — zum andern!“

Und das Ei war in Hans Mellmanns Besitz übergegangen, der mit einem kleinen Seufzer dafür das Silberstück aus seinem schmalen Beutel auf den Tisch legte.

Draußen betrachtete er sich noch einmal das wahrhaft entzückende, mit prächtigen Blumen umwucherte Heim.

„Schade,“ sagte Hans Mellmann gedankenvoll und doch ohne zu wissen warum, „schade.“

Dann senkte er das erworbene Ei in die Tasche seiner Joppe und wanderte fröhlich weiter.

(Forts. folgt.)

Zu unsern Bildern.

Der Obelisk von Heliopolis (Seite 37). Wer heut seinen Weg nach Aegypten nimmt, um wenigstens in der Residenzstadt des Khedives Kairo und in ihrer nächsten Umgebung die Wunder des Orients an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, dem wird als kurzer Ausflug die Fahrt nach der Sonnenstadt Heliopolis oder „On", wie die Alten sie nannten, unvergeßlich bleiben. Erstaunlich alt ist diese Stadt, denn schon in den Zeiten, in welchen man zuerst Pyramiden als Grabmäler für die Könige des Landes in der Nähe der Hauptstadt Memphis errichtete, wird On als eine hochheilige Sonnenstadt aufgeführt, in welcher die Königin des Tages als eine Gottheit von dem Volke angerufen, von den Priestern durch Opfer und Gebete verehrt und von den pharaonischen Majestäten mit reichen Geschenken bedacht wurde. Der Name Obelisk selber ist griechischen Ursprungs und eine Ableitung von dem Worte Obelos, der Spieß, im Sinn von „Bratspieß". Die Aehnlichkeit zwischen den ägyptischen Spitzsäulen und einem Bratspieß, wie er bei den Griechen verwendet war, hatte Veranlassung zu der seltsamen Bezeichnung gegeben, wie ihrerseits die spätern Araber ein Wort mit der Bedeutung von „Nadel" dafür in Anwendung brachten. So in dem bekannten Beispiel „der Nadel der Kleopatra" von Alexandrien, die gegenwärtig im Centralpark von New-York ihre Aufstellung gefunden hat. Pyramide, Obelisk und Lichtstrahl waren bei den alten Aegyptern unzertrennlich von einander gedacht und die Stätte von Heliopolis in der Morgengegend Aegyptens zu einem Wallfahrtsort für alle diejenigen geworden, welche in den steinernen Spitzsäulen und Pyramiden den ätherischen Lichtstrahl wiedererkannten und das Geheimnis ihres sonnigen Ursprungs zu würdigen verstanden. Und dies Geheimnis beruhte auf uralten Ueberlieferungen, von denen ein Teil in den spätern Jahrhunderten und Jahrtausenden den lebenden Geschlechtern nicht mehr geläufig war. Dazu zählte die durch Abbildungen und Hieroglyphen verbürgte Sitte der Altzeit, dem Sonnenlicht eigentümlich gestaltete Denkmäler zu errichten, in welchen sich der Pyramidenbau, die Obeliskengestalt und die Sonne in nicht mißzuverstehender Weise und in vollster Deutlichkeit abspiegelten. Ueber seinen Erbauer besagt die Inschrift des Obelisk: Ein König namens Usertisen habe das Werk zur Erinnerung an den Anfang eines dreißigjährigen Jubiläumsfestes vollziehen lassen. Der Geburtstag dieses Steinriesen liegt also um die Kleinigkeit von ungefähr vierzig Jahrhunderten vor unsern Tagen, denn in diese Epoche fällt die Regierung des oben genannten Königs.

Guter Rat.

Willst Du ein Röslein ersehen,
So merke zweierlei:
Daß es zu früh nicht am Tage,
Daß es zu spät nicht sei.

Es färbt die Morgenröte,
Jedwede Rose rot,
Und abends siehst Du den Dorn nicht,
Der Deine Hand bedroht.

J. Hammer.

Berechtigte Schwärmerei.



Komtesse: „Man sagte mir, Baron, Sie interessierten sich außerordentlich für unsre erste Sängerin?"
Baron: „Allerdings, Komtesse, aber nur für ihre Stimme, und zwar für diese allein!"

Ernst und Scherz.

Lebensdauer der Reptilien, Fische und Amphibien in Gefangenschaft. Das Berliner Aquarium bewohnen eine Mokassinschlange (Trigonocephalus piscivorus) und ein Alligator seit der Begründung der Anstalt, also seit 21 Jahren, mehrere Riesenschlangen (Python regius) 15, ein nordamerikanischer Furchenmolch (Menobranchus lateralis) 10 Jahre. Eine Anakonda (Boa murina) lebte daselbst 7, ein Katzenhai 11 und eine Gesellschaft Goldstrich-Brassen (Sparsus auratus) aus dem mittelländischen Meer 18 Jahre.

Kurz und bündig. An die Thür des Viehhändlers Klobig wird spät abends angeklopft. Die Frau desselben sieht aus dem Fenster, erblickt zwei Schlächter und ruft sofort Klobig zu: „Mann, gucke doch mal rut, die Herrn wöll'n gern en fetten Ochsen sehen!"

Falsch verstanden. Richter: „Sprechen Sie die lautre Wahrheit!" Angeklagter: „Nanu, soll ick etwa noch mehr schreien?"

Erklärung des Vexierbildes in voriger Nummer:

Ein eigentlicher Nebenbuhler macht der schönen Kati wohl kaum den Hof und einen solchen hat der junge Jägersmann durchaus nicht zu fürchten. Der Fex, welcher dem Mädel nachsteigt und Schmeicheleien sagt, ist ein höchst ungefährlicher Flausenmacher; außerdem liebt Kati den Jäger von ganzem Herzen. Soeben wird das Paar von dem Betreffenden belauscht. Wendet man das Bild nach rechts, so bildet die Feder am Jägerhut die Hutkrempe des Fex, darunter ist derselbe leicht zu finden.

Rätsel.

Nur dieses macht oft froh die Stunden,
Mit wenigem schon kreuzfidel;
Hat es sich wie von selbst gefunden,
Schlägt ein Vergnügen niemals fehl.
Tönt's nun auch goldig rein daneben,
Kann Herz sich und Gemüt erheben.

Wortspiel-Rätsel.

Warm fühlst Du's in der Hand,
Und süß auf Deinem Mund;
Doch giebt's im weiten Land
Die größte Schandthat kund.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Rebus.



Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

A	R	E	N	A
R	O	S	E	N
E	S	S	I	G
N	E	I	G	E
A	N	G	E	L

Buchstaben-Rätsel.

Ohne mich giebt's keinen Wagen,
Lenk' ich ihn doch fast allein.
Wenden könnte man nicht wagen,
Ganz unbrauchbar würd' er sein.
Doch verändert man mein erstes Zeichen,
Lauf' ich selbst, die See schnell zu erreichen

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der zweisilbigen Scharade: **Lustspiel**; des Buchstabenrätsels: **Sardinen, Sardinien**; des Silbenrätsels: **Elba, Berthold, Einsiedler, Rebekka, Sorau; Ebers-Uarda.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.